

Zitierhinweis

Freimüller, Tobias : recension de : Hanne Leßau,
Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der
eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit, Göttingen
: Wallstein Verlag, 2020, dans : Einsicht. Bulletin des Fritz Bauer
Instituts, 2021, p. 133, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/0f1dfa57bf61492baa3d74bcfb7a69cd>

Einsicht
*Bulletin des
Fritz Bauer Instituts*



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Autobiografie und Distanzierung



Hanne Leßau

Entnazifizierungsgeschichten.

Die Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit

Göttingen: Wallstein Verlag, 2020, 526 S., € 46,–

Dass die »Entnazifizierung« nach 1945 scheiterte, gilt als gesichertes Erkenntnis. Die politische Überprüfung der Deutschen erwies sich als zu bürokratisch, durch massenhafte Ausstellung von »Persilscheinen« verfälscht und geriet im Ergebnis zu einer »Mitläuferfabrik« (Lutz Niethammer), indem der übergroßen Mehrheit der Deutschen attestiert wurde, am Nationalsozialismus nicht aktiv beteiligt gewesen zu sein. Diese formale Entlastung ebnete zwar zahllosen zweiten Karrieren den Weg, das änderte aber nichts an der überwältigenden Ablehnung der »Entnazifizierung« in der deutschen Bevölkerung. Hanne Leßau verwirft dieses Bild in ihrer Dissertationsschrift nicht, hält es aber für ergänzungsbedürftig. Sie möchte die Entnazifizierung »stärker aus ihrer Zeit heraus« (S. 22) betrachten und sie als »Forum« (S. 13) verstehen, in dem sich die Deutschen gezwungenermaßen, aber durchaus ernsthaft mit ihrer jüngsten Vergangenheit auseinandersetzten. Nicht nur das Ergebnis der Entnazifizierung sei entscheidend, sondern auch die Art und Weise, wie sich die Deutschen zu ihr verhielten und welche Erfahrungen sie dabei machten.

Gestützt auf ein Sample von 800 Entnazifizierungsakten, Verwaltungsschriftgut und Selbstzeugnisse der Betroffenen analysiert Leßau die Entnazifizierungspraxis in der britischen Zone. Während in der US-Zone alle erwachsenen Deutschen einen »Meldebogen« auszufüllen hatten, betraf dies in der britischen Zone nur rund drei Millionen Menschen, die für das öffentliche Leben wichtige Positionen innehatten. Hier hatten die Entnazifizierungsverfahren eher den Charakter eines Verwaltungsaktes und wurden von Entnazifizierungshaupt- und -unterausschüssen durchgeführt, während die Spruchkammerverfahren in der US-Zone der Logik von Gerichtsverfahren folgten. Das in den Unterausschüssen ehrenamtlich tätige Personal besaß zumeist wenig Expertise und erhielt mangels zentraler Strukturen kaum Schulung und Orientierung. Das Verfahren war daher insgesamt uneinheitlich, ineffizient und für die zu Überprüfenden intransparent.

Fast ein Viertel der Befragten reichte Leumundszeugnisse ein, die zumeist von Verwandten und Bekannten stammten. Die

Anfertigung der »Persilscheine« beschreibt Leßau anhand anschaulichen Quellenmaterials als komplizierten Kommunikationsprozess zwischen denen, die einen guten Leumund bescheinigten, und den Betroffenen sowie als gemeinschaftliche Verfertigung von meist episodischen Erzählungen, die den lauterer Charakter des zu Überprüfenden belegen sollten. Die Autorin betont, dass die Entnazifizierung der politischen Säuberung dienen sollte, nicht der Bestrafung und nicht der »Aufarbeitung«. Die Deutschen dagegen empfanden die schematische Abfrage von Informationen mittels Fragebögen als »Werturteil« (S. 52) über ihr Verhalten im NS-Staat und waren vielfach bestrebt, ihre individuellen Beweggründe zu erläutern und ihr Verhalten im »Dritten Reich« zu erklären. Etwa ein Drittel der Befragten fügte dem Fragebogen deshalb Anlagen bei, oft weit ausholende biografische Schilderungen.

Die Zahl der Entlastungstopoi war überschaubar. Als Beleg für Distanz zum Nationalsozialismus galten vor allem »Äußerungen von Kritik am nationalsozialistischen Regime, Konflikte mit NS-Funktionären und Parteistellen sowie die Weigerung, die eigene Lebensführung an die ideologischen Kategorien des Nationalsozialismus anzupassen« (S. 235). Der Krieg war in den biografischen Erzählungen kaum mit dem Nationalsozialismus verbunden. Auch von den Verbrechen des NS-Staates war wenig die Rede, der Holocaust blieb eine Leerstelle.

Hanne Leßau hält die so entworfenen »Entnazifizierungsgeschichten« für mehr als bloße Schutzbehauptungen. Sie nimmt an, dass sie aus subjektiver Sicht einen »starken Wirklichkeitsbezug« besaßen (S. 251), weil sie auf tatsächlichen Erfahrungen beruhten. Indem die Deutschen dem als kollektivistische Diktatur gezeichneten »Dritten Reich« die eigene, ganz individuelle Lebensgeschichte gegenüberstellten, ließ sich partielle Distanz zum NS-Staat nachträglich in eine – im eigenen Wesen begründete – grundsätzliche Differenz zum Nationalsozialismus umdeuten. Die so hergestellte vermeintliche biografische Kontinuität machte ein Umdenken nach 1945 unnötig, und die Entnazifizierungsausschüsse in der britischen Zone zeigten große Bereitschaft, dieser Logik zu folgen.

Die Frage, wie in Deutschland nach 1945 Selbstbilder der politischen Unbeteiligtheit, der persönlichen Integrität und des »Anständig-geblieben-Seins« entworfen wurden, ist nicht ganz neu. Hanne Leßau verknüpft sie aber in weiterführender Weise und unter Verwendung interessanten Quellenmaterials mit der bislang weniger beachteten Entnazifizierungspraxis in der britischen Besatzungszone.

Das Argument, dass die autobiografischen Konstruktionen den Betroffenen die allmähliche Distanzierung vom Nationalsozialismus erleichterten, ist durchaus plausibel.

Tobias Freimüller
Fritz Bauer Institut